

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Führer. 1933-1936 1934**

237 (29.8.1934) Unser Leben im Buch



# Unser Leben im Buch

## Was ist uns Goethe?

Zu seinem Geburtstag am 28. August — Von Wilhelm Albrecht

Unter dem Schlagwort „Epigonen“ feierte mehr als ein halbes Jahrhundert junger Dichter. Zimmermann schrieb einen großen Roman „Epigonen“, alles stand im Schatten Goethes und Schillers. Und als die Dichter nicht mehr schalten, fingen die andern an. Goethe hieß bei den politisch freigeistigen Leuten „der Fürstendiener“, bei den Marxisten „der Dichter der Bourgeoisie“, die oberen Zehntausend nannten ihn einen „Parvenü“, die unteren aber den „Herrn Minister“; man betrachtete ihn als „konservativ“ und gegen ihn Schiller als „demokratisch“, während gerade Schiller der Aristokrat reinen Wassers war, Goethe aber der Volksmann einfachsten Schlages, der mit Kindern kindlich tollon konnte und sich an jeder Blume, jedem Tier herzlich freute, dessen Sprichwörter auch als hausbackene Volkskost überall namentlos segeln, war doch sein letztes Versteck jenes allbekannte Sprichlein: „Ein jeder lehre vor seiner Tür, und rein ist jedes Stadtquartier.“ Unter denen aber, die aus allem etwas Unmögliches wollen, hieß Goethe „das Universalgenie“, und als man dahinterkam, daß er ein schlechter Mathematiker war, daß seine antiken Versmaße nicht „stimmen“ (das heißt für uns, daß sie in Wirklichkeit deutsche Verse waren), da war die Enttäuschung groß.

Die zünftigen Literaten verdanken es Goethe, daß er jeden „Kleinram“ in seine gesammelten Werke mit aufnahm. Wir aber sind Goethe von Herzen dankbar, daß er es so getan hat.

Beantworten wir also die Frage einmal ehrlich: was ist uns Goethe? Die Antwort ist kurz: Wir verdanken Goethe die gesamte deutsche Dichtung! Goethe hat den Durchbruch vollzogen, den keiner als einzig er vollbringen konnte.

Goethe hat den Durchbruch der deutschen Dichtung vollzogen. Was das heißt und bedeutet, sieht man erst ein, wenn man sich vor Augen hält, daß damals die erste Vorbedingung für einen Durchbruch der deutschen Dichtung fehlte: Deutschland! War doch unser Vaterland damals überhaupt kein einheitliches Gebilde, sondern ein Sammelsurium von über 700 Kleinstaaten, durch nichts zusammengefaßt! Nicht etwa, daß ein Kaiser darüberstand, daß auch nur ein Bund zwischen ihnen bestanden hätte. Für jeden winzigen Fürsten war der Nachbarstaat schon „Ausland“, man mußte Pässe haben und Zoll bezahlen, wenn man über die Grenze kam. Erst ein Name wies auf die Möglichkeit hin, daß einmal aus diesem Sammelsurium ein Ganzes werden könnte: Friedrich der Große. Aber wie gänzlich kulturlos Deutschland war, beweist, daß auch Friedrich der Große seine gesamte

Bildung aus Frankreich beziehen mußte. Und doch waren angehört seiner fähigen Laten alle braven Leute im Vaterlande „kritisch“ gesinnt, so auch der junge Goethe und sein Vaterhaus.

Goethe ist unter den deutschen Dichtern oft als der glücklichste gepriesen und beneidet worden. Er hatte das Glück, daß ihm die wirtschaftlichen Sorgen durch den Herzog Karl August von Weimar abgenommen wurden. Wie kommt man aber, wenn man heute irgendwo in seinen letzten Aufzeichnungen die Worte findet, daß er eigentlich nicht eine einzige Stunde seines ganzen langen Lebens „glücklich“ war, er war immer getrieben von der inneren Not, der schöpferischen Notwendigkeit, er hatte das Götterlos der selig-uneligen Ruhelosigkeit des großen Menschen, um das nur der beneiden kann, der es nicht kennt: und das hatte er umso mehr, als er eine ganz tabulale Natur war.

Diese seine außergewöhnliche Kraft, zu leiden, zu lieben und sich mit ganzer Freude zu füllen und dann dies alles in der Dichtung auszudrücken, um sich durch sie zu erlösen und das Erlebte auf das deutsche Volk in höchster Kulturform hinzuspenden, hat ihn zum unermittelbarsten und daher zum deutschesten aller Dichter gemacht, denn er war mit jeder Jafer

seines Wesens ein deutscher Mensch in der höchsten Potenz. Man hat ihn auch „international“ genannt, seine Denkweise als „kosmopolitisch“ bezeichnet, aber auch das ist deutsch an ihm, denn jeder Deutsche fühlt: mir gehört die ganze Welt. Er wirkte auch auf andere Völker durch seine Ursprünglichkeit und seine Wahrheit, aber was sie sich aus ihm zurechtmachen, um ihn begreifen zu können, kann man schwarz auf weiß lesen, wenn man die französische Uebersetzung seines „Faust“ zur Hand nimmt. Für den Franzosen ist Goethe ein Nationalist, man kennt ihn auf französisch kaum wieder.

In seinem „Faust“ hat er uns ja auch das getreue Abbild des ruhelos forschenden deutschen Genies, in seinem Epos „Der Mann und Dorothea“ das ewig große Wirklichkeitsgemälde der deutschen Familie, in seinem Roman „Wilhelm Meister“ das des deutschen Volkslebens für alle Zeiten hingestellt.

Goethe ist der schöpferische Begründer und der erste große Vollender der deutschen Dichtung. Niemand hat ihn bisher noch erreicht an Ausmaß von Leben und Leistung. Aber niemand braucht sich dadurch entmutigen zu lassen. Niemand aber auch soll dem deutschen Volk seine großen Meister verweigern. Sie dem Volk zu erschließen, ist unsere Aufgabe. Jeder Volksgenosse, der sich Zugang zur deutschen Kultur schaffen will, verleihe sich in Bach, Mozart, Beethoven, Wagner, und so oft er nur kann: er nehme Goethe zur Hand!

Sprache nicht die Muttersprache ist, hat man mit solchen Ansichten kein Glück; er richtet sich eben danach. Der deutsche Schriftsteller sollte immer mehr nicht bloß an sein Werk, sondern auch an seine Leser denken; was gegen diese Forderung zu sagen wäre, wissen wir, aber wir reden ja von Ausländern. Da fehlen uns z. B. noch die Schriften, die es dem Ausländer leicht machen, in unsere Geschichte, unser Schrifttum und unsere Länderkunde einzudringen. Die Franzosen und Engländer haben sie, und deutschlernende Ausländer weisen oft genug auf sie hin.

Unsere Geschichte ist aber wirklich nicht einfach, und selbst der Ausländer guten Willens fällt Mißverständnissen und falschen Auffassungen zum Opfer. Solche Bücher dürfen aber nicht für Deutsche geschrieben werden, denn sehen sie zuviel voraus und bringen zu viel, von der Sprache ganz zu schweigen. Hier liegen Aufgaben für unsere Schriftsteller; sie bedürfen dazu aber der Hilfe des Verlagsbuchhandels, denn umsonst können sie nicht arbeiten, und vorläufig ist der Tag noch nicht da, von dem an jeder deutschlesende Ausländer gern nach einem deutschen Buche greift, auch, wenn er sich erholen und nicht bloß, wenn er grübeln und lernen will. Daß die Uebersetzung dem deutschen Buch den Weg bereitet, daß die Verbreitung der deutschen Sprache die Voraussetzung für die Wirkung des deutschen Buches ist, sind Selbstverständlichkeiten, die leider noch nicht selbstverständlich sind.

Wilhelm Rumpf.

## Der Ausländer und das deutsche Buch

Es geht um das deutschgeschriebene Buch. Seine Ausfuhr befriedigt den deutschen Buchhandel nicht mehr. „Die deutschen Bücher sind eben zu teuer“, sagen die Ausländer, und wir sagen es auch mit einem wehmütigen Blick in unsern Geldbeutel. Der Buchhandel der Welt war vor dem Weltkrieg an wichtigen Plätzen in ganz andern, zum großen Teil in wirklich deutschen Händen. Die heutigen Buchhändler sind durchaus nicht immer Freunde des deutschen Buches, weil sie deutschem Geist fremd gegenüberstehen und das Buch obendrein als Werber für Volk und Reich ansehen. Sie führen also das deutsche Buch nur, wenn es dringend verlangt wird und sehen es nicht als ihre Aufgabe an, es zu fördern, wenn sie nicht eine besondere große deutsche Abteilung haben.

Der Preis braucht nun kein dauerndes Hindernis zu sein. Die Verbreitung des deutschen Buches ist zu wichtig, als daß der jetzige Zustand auf die Länge der Zeit tragbar wäre. Die politischen Schwierigkeiten werden sich verringern, wenn das Ausland sich mit der unabänderlichen Tatsache des Dritten Reiches abgefunden hat; die Erfahrungen des Faschismus zeigen das. Sind alle diese Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt, so ist die Bahn wieder frei für das wissenschaftliche

liche Buch, aber wir haben vorläufig noch mit der wissenschaftlichen Arbeit der Emigranten zu rechnen, die sich von Holland aus auf den Buchmarkt schiebt; doch Emigranten-Literatur, auch wissenschaftliche, ist immer nur eine Nebenerscheinung, die nicht lange Bestand hat.

Wichtiger als das wissenschaftliche ist das schöpferische Schrifttum, ja das Unterhaltungsbuch, denn von ihm gehen die Wege zu den Deutschlesenden, die nicht wissenschaftliche oder technische Zwecke verfolgen, und das sind die meisten. In mehr als zwanzigjähriger Arbeit an deutschstudierenden Ausländern habe ich das immer wieder erfahren und dabei auch einen andern Grund dafür, daß das deutsche Buch nicht mit dem englischen und französischen Schritt hält. Unsere Schriftsteller schreiben für den Ausländer meist zu schwer, nur wenige verstehen die Kunst, Schwieriges in angenehmer Form und leichter, klarer Sprache zu sagen, sie besapfen ihre Werke außerdem oft genug mit einer zu großen Gedankenlast. Nicht alle Völker grübeln so gern wie wir, und unsere Worte regen sie nicht weiter auf.

Manche Schriftsteller erklären obendrein: „Wem ich zu schwer bin, der lese mich nicht.“ Das ist schon uns gegenüber reichlich hochmütig, bei dem Ausländer, dem die deutsche



Fikner erhält den Goethe-Preis

Am Dienstag überreichte die Stadt Frankfurt am Main Hans Fikner den Goethepreis für 1934, den höchsten Preis, den sie zu vergeben hat. Der Komponist nahm persönlich im Goethehaus den Preis in Empfang.

## Das neue Buch

### „Kampf um die Saar“

Verlag Friedrich Bohnenberger, Stuttgart-Berlin.

Die berühmtesten Vertreter der Wissenschaft und Wirtschaft, die führenden Männer der Partei berichten über: Geschichte, altes und neues Rechtssystem, Wirtschaft, weltliche Kulturbestrebungen, französische Schulen, Kunst an der Saar, deutsches Schrifttum, Saarverträge, Hitlerjugend im Saargebiet. Für jeden Deutschen, ob abstimmberechtigt oder nicht, steht nach der Lektüre dieses Buches vollkommen fest, wohin das Saargebiet gehört — nach Deutschland!

Der völkerrechtlich anerkannte Friedensschluß haben die Stadt Saarbrücken Deutschland zugesprochen! (1648; 1679; 1697; 1805.)

Widerrechtlich hat Frankreich, nachdem der Präsident Wilson sich auf unheilvolle Kompromisse eingelassen hatte, in 8 Jahren über 150 Millionen Goldmark aus den Saargruben herausgeholt! Durch den Einfluß der französischen Schulen ist das geistige Niveau der Kinder erschreckend zurückgegangen, deutsche Eltern mußten ihre Kinder in den französischen Sprachunterricht schicken, um nicht Arbeit und Brot zu verlieren. Trotzdem stehen im Saargebiet 50 000 deutsche Jungen und Mädchen, altnährige junge Menschen kämpfen gegen den weltlichen Einfluß. Kämpfen um ihr deutsches Vaterland, kämpfen gegen den Einfluß des französischen Klerus, der deutsche Zeitungen zwingt, ihre lächerlichen Reden zu drucken. Peterlich klingt der Protest der Saarländer an die Welt:

„Wir abstimmberechtigten, alleingelassenen Saarländer legen vor Gott und der Welt

feierlich Protest ein gegen den Versuch, uns ruhige, friedliebende Menschen fremder Interessen willen derartig vergewaltigen zu wollen.“

Für uns Reichsdeutsche, die wir nicht abstimmberechtigten sind, gilt das Wort des Staatsrats Spaniol:

„Von Ost nach West, von Nord nach Süd gelle ein einziger Schrei.“  
Die Saar wird frei! R. G.

Dr. Bernhard Treitelwig:

### Meine Patienten, die Aumpels und ich

27 Jahre Arzt an der Saar  
Leipzig 1934. Koehler & Amelang, R. 330.  
Hier erzählt ein von der Vaterkant an die Saar gekommener Arzt aus seiner erfahrungsreichen Praxis. Doch vor uns leben nicht allein die Ereignisse auf, sondern es erleben vor allem die Gestalten jenes harten und doch so gemütvollen Menschen, die hier auf Posten für Deutschland stehen. Der Arzt schaut tiefer in die Herzen der Männer und Frauen, von denen manche glauben, daß sie auch anders als deutsch sein könnten.

Wenn das Buch aber für uns heute einen aktuellen Wert bekommen sollte, so hätte der Verfasser es noch einmal überarbeiten müssen. So bleibt Vieles nur Anfang, was hätte Gestaltung werden können. Er erzählt mehr in nettem Plauderton sein Erleben, als er die Ereignisse bewußt formt. So bleibt dem Leser die Aufgabe, das für uns heute von diesen Menschen als wissenschaftlich Erkannnte herauszuleiten.

### Vier neue Kröner-Bände:

Es gibt bestimmte Werke, die einen unvergänglichen Wert haben. Und dieser Wert liegt vor allem darin, daß sie jeder Zeit etwas zu

sagen haben. Darin liegt dann auch für einen Verlag die Berechtigung, sie wieder erscheinen zu lassen, ja sie auch in für die jeweilige Gegenwart ausgewählter Form herauszubringen.

Zu dieser Art gehört die von Paul Requardt in der Kröner'schen Taschenausgabe herausgegebene Auswahl: „Volk und Staat“ von Ernst Moritz Arndt's Schriften (Bd. 117, Reinen 3,25). Jeder Auswahl muß man mit einer bestimmten Vorsicht gegenüberstehen, da sie völlig individuell bestimmt sein kann. Um so erfreulicher ist aber, wenn man bei der Feststellung ihres allgemeinen Wertes dazu ja sagen kann. Das ist hier der Fall. Wir lernen nicht nur aus dem biographischen Vorwort, sondern aus der Fülle der ausgewählten Gedanken Persönlichkeit und Charakter dieses ferndeutschen, stets opferbereiten und bis in sein hohes Alter von glühender Begeisterung erfüllten Mannes kennen. Sein Leben, wie sein Gedankenreichtum können uns heute noch Vorbild sein, wenn wir von seinem Eintreten für Schlichtheit und Offenheit lesen, wenn er von Rasse, echtem Volkstum, Muttersprache und Fremdländerei zu uns spricht. Wir bewundern noch heute die Sprachgewalt dieses Mahners an wahre Volkstreu und Wächters deutschen Wesens in schwerer Zeit. Er hat immer das Schicksal seines Volkes als das seine betrachtet. Nicht nur Norddeutschen hat er heute etwas zu sagen, sondern auch uns, die wir auf Grenzwaht im Westen stehen, denn seine bekannte Schrift ist: „Der Rhein Deutschlands Strom aber nicht Deutschlands Grenze“. Und das wollen wir ihm nicht vergessen.

Dazwischen steht das zweite Bändchen. Plutarch: Römische Felderleben. Uebersetzen und herausgegeben von W. Ar (Bd. 67, Reinen 3,50). Was soll uns heute Plutarch, könnte mancher fragen. Die Lektüre der Lebensbilder aus einem Volke mit großer Vergangenheit könnte ihm die Antwort auf seine Frage geben. Fabius, Sulla, die Gracchen, Marius, Cato, Pompejus und Cäsar waren nicht nur große Männer in ihrer Zeit, sondern haben alle durch ihre Haltung, durch ihre Charakterstärke etwas Ewiges. Sie haben ein Volk und eine ganze Zeit groß gemacht.

Von diesen Gedanken ist es nicht weit zu den Ideenjahren des Mannes, dessen 100. Geburtstag wir im nächsten Monat feiern, zu Heinrich von Treitschke. S. Fester hat das umfassendste Werk dieses einzigartigen Historikers seine „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert“ (Bd. 115/116, 2 Bände, Reinen 1. Bd. 3,50 und 2. Bd. 4,20) neu bearbeitet herausgegeben. Wir müssen immer wieder dankbar sein für eine Neuauflage dieses aus deutscher Art gewachsenen Monumentalwerkes. Ueber das Werk selbst läßt uns nichts mehr zu sagen. Wir lesen mit aufwallender Begeisterung immer wieder diese vom Geist eines großen Historikers durchpulste Darstellung unserer Geschichte von Friedrich dem Großen bis zu Bismarck. Diese Ausgabe, die mit einem übersichtlichen Register versehen ist, wird dazu beitragen, die Anschauung Treitschke's, daß Männer die Geschichte machen, ins Volk zu tragen. So können wir nur einen Wunsch haben: Möge uns einmal zur Darstellung unserer Zeit ein solch begeisterungsfähiger und leidenschaftlicher Mann beiseit werden, der dann wieder schreiben kann: Deutsche Geschichte. G. H.



# Die Kache ist mein

Erzählung  
aus dem Breisgau

Von Karl Ernst Wieman.

(2)

Dem Mehger-Heiner war es nach und nach zur Gewohnheit geworden, das Maidli wochentagsabends zu besuchen und Sonntags zum Tanz abzuholen, ebenso wie es dem Frieder, aus einem Gefühl der Abneigung heraus gegen den Kerli, sich von den beiden nach einem gemeinsamen Stück Weges zu trennen. Einmal, als es schon lange nach Mitternacht und er am Einschlafen war, vernahm er, wie das Maidli leise ins Haus huschte. „Die kommt aber beiseiten hinricht!“ dachte der Frieder und nahm sich vor, in der Frühe etwas darüber zu ihm zu sagen. Als er morgens jedoch merkte, daß es befangen war und ein wenig schuldbehaftet, da schaute er sich und unterließ es. Es mußte alles seinen Gang gehen. Das Maidli war ganz und gar vernarrt und verhasst in den Bursch, und der Mutter war es recht mit dem „Hänkerli.“ Warum sollte er allein dagegen schaffen?

In der dritthalben Woche danach und vierzehn Tage vor Fastnacht, am Dienstag nach dem Tagwerk, gab sich die fröhliche Jugend des Dorfes ein Stellbischein: die übermütigsten und witzigsten Burschen, die schmucksten und lustigsten Mädchen, sie waren alle in des Bede-Michels-Stube beim Lichtgang versammelt. Das Maidli hatte den Mehger-Heiner mitgebracht, weil es allein nicht gehen wollte. Es war gar nicht so recht aufgelegt diesen Abend. Eine schwere Sorge lag wie ein Schatten auf seinem jungen Gemüt. Aber es durfte sich nicht anmerken lassen, wie bedrückt es war. Es mußte alles mitmachen mit lachendem Gesicht, damit es ja nicht auffiel. Auch der Mehger-Heiner hatte sich anfangs geträut mitzugehen, dann aber nachgegeben. Er wurde ziemlich über die Achsel angesehen, weil er kein Einheimischer war. Der Frieder schloß; er hatte anderes vorgehabt.

Die Gläser klangen, und Messer und Gabeln klingelten auf den Tellern. Die Kerli tranken in einem guten Zug bis tief herunter, die Maidli waren makvoller, nippten nur und taten ein wenig verschämt. Der Laib Brot machte die Munde, und geräucherte Nippli stillten die kräftige Genuß. Scherzworte flogen über die Tische hinüber, lautes Gelächter erscholl. So war es dem Schulhausbauer, dem Bede-Michel, und seiner Frau ganz nach dem Herzen. Sie freuten sich, wenn sie nicht erst zu Essen und Trinken und Lustigsein aufmuntern mußten, denn sie liebten das junge Volk und seine Fröhlichkeit, besonders, weil sie der Herrgott mit Gütern aller Art gesegnet, ihnen aber Kinder verfaßt hatte.

Nach der reichlichen Stärkung schwoll die heitere Stimmung schnell zu lebhaftem Mutwillen an und steigerte sich zuletzt in die tollste Ausgelassenheit hinein. Lieber wurden angestimmt, schwermütige und muntere, wie sie gerade in den Sinn und in den Mund kamen. Näsel wurden aufgegeben, Witze erzählt, Pfänderspiele gemacht. Am Ende wurden die Pfänder von derben Späßen begleitet, eingelöst, Mancher Munnungslose wurde im Verlaufe des Spieles scherzhafterweise mit Wasser über und über bespritzt oder gab mit rufbestemtem, verdunsteten Gesicht den Anlaß zu allgemeiner schallender Heiterkeit. Bis um Mitternacht zogen Jubel und Trubel sich hin. Der Bauer und die Bäuerin hatten sich schon zur Ruhe begeben, die Lichter waren gelöscht, als noch eine Weile das Lachen und Tollen von der Straße her klang. Erst der Bott, der Postknecht, konnte der überlauten Unterhaltung der letzten Heimkehrer durch sein Mahnwort ein Ende bereiten.

Die Nacht war frostklar, der Mond wurde in den nächsten Nächten voll und stand hell am Himmel. Der Frieder war draußen und hatte auf verbotener Jagd einen Fuchs geschossen. Es war ihm dabei nicht um den Pelz zu tun gewesen, so wenig wie beim andern Wild ums Fleisch. Er hatte seiner Leidenschaft gehorcht, und er brauchte ihre mit Gefahr und Spannung verbundene Befriedigung. Mehrmals an den Tagen zuvor hatte er die Fährte des Raubtieres und die Spuren seines Angriffs, blutbespritzte Federn von gerissenen Fasanen und Rebhühnern, gefunden. Heute hatte er ihm aufgelauret und Glück damit gehabt.

Eben wollte er die Hüttenüre aufziehen, um sein Gewehr ins Versteck zurückzuliegen, als er vom Weg her, der eine Ackerbreite unterhalb des Nebstüdes vorbeiführte, Schritte vernahm. Schnell trock er hinter die Hüttenwand und spähte vorsichtig an der Seite hervor. Er hörte das Trappen im Hohlweg, den die Höhe des Raines verdeckte. Jetzt kam ein Mann zum Vorschein, es war derselbe wie damals, der ihm die erste Jagd verteuert hatte. Ganz plötzlich konnte er ihn — der Frieder taumelte, wie vor den Kopf geschlagen —, der Mehger-Heiner war's. Sollte er über ihn rufen? Nein, verflucht, das würde ihn selber verraten. Wo kam denn der jetzt her? Vom Lichtgang wohl, da hatte ihn das Maidli ja mitgenommen, und gleich nach Schluß hatte er sich wahrcheinlich hierher auf den Weg ge-

macht. Täuschte er sich auch nicht? War es kein Trugbild vor seinen Augen, das ihn zum Narren hatte? Bei diesem Licht war kein Irrtum möglich: das war seine Gestalt und so seine Bewegungen. Also auch damals war es der Kerli gewesen.

Jetzt erinnerte sich der Frieder, was die Burschen am Wirtstisch am Alltagsabend von der neuen Wäldermaad erzählt hatten, die nach dem Herbst im Brandhof in den Dienst getreten war. In geringschätziger und spöttischer Weise hatten sie sich über ihre unbedeutliche Großzügigkeit in gewissen Dingen ausgelassen, und eine solche Eigenschaft war ebenso schnell bekannt unter dem ledigen Mannsvolk, wie wenn der Bott sie ausgeschellt hätte. Der Frieder schlich gebückt hinter Steckenhäufen und Rebrainen bis zur Höhe nach: richtig, der falsche Kalb nahm wieder den Feldweg zur Linken nach dem Brandhof.

Des Nachts also lag der verdruhte Satan bei dem Mensch beklümmte im Nest, und unter Tags, da lag er einem jungen, unerfahrenen Ding, wie es das Maidli war, was vor, der

Tropf, der niedrige. Wie einen räudigen Hund sollte man so einen niederknallen. Es war gut, daß er sein Gewehr hinter der Hütte hatte liegen lassen, sonst wäre am Ende noch ein Unglück passiert. Er wollte ihn schon zur Rede stellen, den Lumpenkerli. Es war also das richtige Gefühl gewesen, als er ihn von Anfang an nie hatte verputzen können. Er sollte ihm nur noch mal die Stäbe heraufkommen, da wollte er ihn rücklings hinunterwerfen, daß ihm das Wiederkommen verginge. Den Brandhofbauer sollte man jetzt geradewegs aus den Pfützen jagen, daß er Nachschau halte in seiner Mägdekammer nach solchen Nachtflügerern und Schlafgängern. Der Frieder ballte die Fäuste, knirschte mit den Zähnen und worgste lange noch schwer an seinem maßlosen Zorn, bis er endlich hinunter war. Langsam machte er sich auf den Heimweg. Das konnte ja alles abgestellt werden, das mit dem und dem Maidli. Es war noch Zeit, er wollte es dem Maidli schon sagen. Am Anfang, da verwindet man eine solche Sache viel schneller und leichter als später. (Fortsetzung folgt.)

## Morgen beginnt unser neuer Roman

# Tore öffnen sich

von Artur Brausevelter

Der Verfasser, der sicherlich manchem ungerer Leser durch frühere Romane und Novellen, so „Stich und Werde“ (1912), „Wer die Heimat so liebt wie Du“ (1916), „Dämonen der Zeit“ (1925) u. a. bekannt sein dürfte, behandelt in diesem neuesten Werk Kampf und Schicksal von Menschen, die in Zeiten eines großen Umschwunges leben. Das läßt ihn viele Parallelen zu unserer Gegenwart finden. Dann aber zieht uns die äußerst packende Darstellung auch besonders stark in ihren Bann, und unsere Leser werden sicherlich im Fortlauf der Ereignisse von Mal zu Mal mehr gefesselt werden.

## Spielteufel / Von Christiane Paehel

Der Sturm pfeift über das Vordach. Ad und zu bringt er eine kleine Regenboe mit, läuft an dem auf und ab schreitenden Wachtposten vorbei und rüchelt zischend und deutend in die Kabinengänge.

Halb verdeckt von der Eingangstür, so daß sie der sprühende Regen nicht mehr erreichen kann, steht Ellen und starrt in die Dunkelheit, die sich stürmisch und brausend an ihr vorüberzieht.

Außer dem Wachmann ist sie das einzige lebende Wesen, das sich auf dem Vordach aufhält.

Sie zittert ein wenig unter dem herandrängenden Sturm. Und doch ist es nicht die Kälte, die sie erschauern läßt, sondern eine ihr unbekannte Angst vor dem, was die Zukunft bringen wird.

Seit drei Tagen sitzt jetzt der Vater schon im Rauchsalon und spielt mit diesem wüsten Gesellen Karten. Nachdem er in den ersten Stunden unbedeutend gewonnen hat, verliert er dauernd, und wenn sie zu ihm geht und ihn bittet doch aufzuhören, doch endlich mal wieder eine Nacht zu schlafen, fährt er auf, wird wild, sie mache ihn nervös und beschwöre dadurch seinen Verlust herauf.

Sie weiß genau, daß der Vater verliert und immer wieder verliert, gestern wie heute und morgen wieder verlieren wird. Das süßliche Grinsen des Mannes, der anscheinend der Führer der Spielerbande ist, will ihr nicht aus dem Gedächtnis.

Drei Jahre haben sie jetzt in Südamerika gearbeitet, sie und der Vater. Der alte Mann hat seine Zauberkunststücke vorgeführt und Ellen hat ihm dabei assistiert. Und dann hat sie getanzt, getanzt in ihrer zarten blonden Schönheit, mit ihrem kleinen wohlgeformten Körper, daß den Senores und Offizieren in den Logen und den Muckachos auf den Stehplätzen das Blut in den Adern brannte. Überall hatten ihre Nummern im Mittelpunkt des Programms gestanden und die Kabarets und Säle der südamerikanischen Groß- und Mittelstädte gefüllt.

Die Einnahmen waren dementsprechend gewesen. Und selbst der Vater, der neuerdings von Angst vor dem Alter erfüllt war, hatte vergnügt geschmunzelt, als er nach ihrer letzten Vorstellung die Bilanz zog.

Und jetzt sah der alte Mann unten und verpielte einen Zehner nach dem andern und einen Hunderter nach dem andern, wenn es nicht Tausende waren. In der letzten Nacht hatte sie ihn unter verbißnenen Flüchen im Gepäck framen hören. Sicher hatte er schon den letzten Rest ihrer Ersparnisse herausgenommen. In zwei Tagen würde man in Hamburg sein und dann ...

Ellen schauerte zusammen. Es mußte etwas unternommen werden. Das ging nicht mit rechten Dingen zu. Sie sah das Grinsen des Braunen mit der Narbe deutlich vor ihren Augen.

Aber was tun? Der Vater war nicht zurechnungsfähig und ließ nicht mit sich reden. Niedergedrückt wandte sie sich langsam und ging den Gang zum Rauchsalon entlang. In der Tür blieb sie unentschlossen stehen. Außer den übrigen Gästen bot der Salon das gewöhnliche Bild: in der hintersten Ecke sah der Vater mit den drei Gesellen im qualmigen Dunst und starrte auf die Karten. Der Braune mit der Narbe entdeckte sie und grüßte höflich anstehend herüber. Schon wollte Ellen sich resigniert abwenden, als ihr zufällig die eigentümliche Armbewegung des Farbigen auffiel. Wie ein Blitz schoß es ihr durch den Kopf, daß sie diese Bewegung an dem Menschen schon öfter gesehen hatte, ohne sich etwas dabei zu denken. Da ... jetzt wieder ...

Alle ihre Sinne wurden wach und belauschten gespannt die Spielenden. Hier konnte sie nicht stehen bleiben, das wäre aufgeflogen. Wie beiläufig drängte sie sich durch die festgeschraubten Tische und Stühle und ließ sich unweit der Spieler nieder.

„Hallo, Fräulein Ellen,“ rief eine Stimme vom Nachbartisch, „kennen Sie uns heute nicht?“ Ihre angespannten Nerven ließen sie den Ruf im ersten Moment kaum beachten, doch

dann fahre sie schnell zu dem Tisch der jungen Farmer, die zum ersten Male seit langen Jahren wieder in die Heimat fuhren, hinüber. „Bitte Fred,“ sagte sie, „kommen Sie zu mir.“ Sie hatte deutlich das Gefühl, daß er ihr helfen konnte.

„Na, was haben Sie denn, Riken,“ sagte der große junge Mann, während er sich neben sie setzte, „daß Sie heute so melancholisch in die Welt schauen.“ Dabei umschloß seine riesenhafte Rechte ihre auf dem Tisch gefalteten liegenden Hände.

„Riken“ nannte er sie immer, wenn sie in diesen Tagen zusammen gewesen waren und behauptete, sie auf der flachen Hand zum Altar tragen zu können, wenn sie ihn nur heiraten wollte.

Die Gegenwart ihres hartnäckigen Verwehrens ließ alle Hilfslosigkeit von Ellen abfallen. Unauffällig den Spielertisch beobachtend, erzählte sie Fred in hastigen Worten das Notwendigste.

Sofort verlor das offene Gesicht des Mannes seinen heiteren Ausdruck und eine energische Falte erschien zwischen seinen Augenbrauen. Aufs äußerste gespannt spähte er zu den Kartenspielern hinüber.

Der Braune mit der Narbe machte wieder einige seiner eigentümlichen Bewegungen. Ellen wollte ihren Freund nochmals besonders darauf aufmerksam machen. Aber der knurrte, „Lassen Sie nur Riken“, so daß das Mädchen erstaunt aufschah.

Dann sprang er auf. „Aufsackst, Junge“, rief er schnell seinen Freunden am Nachbartisch zu. Mit ein paar Schritten war er an dem Tisch der Spieler und riß ihnen ohne weiteres die Karten aus den Händen.

„Falschspiel“, sagte er laut und hart. Im Nu war der Braune mit der Narbe auf den Beinen.

„Mein Herr, wie kommen Sie dazu ... das ist unerhört ... ich werde sofort dem Kapitän Mitteilung machen.“

Fred wandte sich ihm mit größter Ruhe zu. „Habe ich dich endlich, alter Bursche,“ sagte er nur. Trotz seines bräunlichen Teints wurde der Narbige blaß, doch sofort hatte er sich wieder in der Gewalt.

„Mein Herr“, sagte er kalt, „Sie müssen sich irren. Ich ...“

„Ich irre mich nicht, Amigo. Die Narbe hat mich tagelang getäuscht. Aber die Bewegung, die Bewegung ist unverkennbar.“

Ellens Vater sah wie erstarrt. Die beiden Freunde des Spielers waren auch ausgesprungen und hatten eine drohende Haltung eingenommen. Bei dem Hinweis auf die eigentümliche Bewegung des Braunen zogen sie sich zurück. Der war jetzt wieder ganz Herr über sich selbst. Höflich verbeugte er sich.

„Mein Herr. Hier muß ein böser Irrtum vorliegen. Ich erinnere mich nicht, Sie je gesehen zu haben. Ein Falschspiel meinerseits kommt gar nicht in Frage. Sollten Sie meine Personalien interessieren, bin ich bereit, sofort mit Ihnen zum Kapitän zu gehen.“

Offensichtlich hatte er das Bedürfnis, aus dem Mittelpunkt dieser unerquicklichen Szene herauszukommen, denn schon bei den ersten lauten Worten waren die übrigen Gäste aufmerksam geworden und drängten sich um die Streitenden.

Einen Augenblick machte es den Eindruck, als wüßte der junge Farmer nichts mehr zu sagen.

„Die Bewegung“, sagte er nur unentschlossen, „die Bewegung kenne ich doch.“ Der Braune richtete sich hoch auf.

„Wenn Ihnen weiter nichts aufgefallen ist, so finde ich es zum mindesten merkwürdig, wenn ...“ weiter kam er nicht.

„Die anderen, Fred, keine Kumpane“, rief Ellen plötzlich.

Die anderen Spieler hatten versucht unmerklich zu verschwinden. Fred fuhr herum.

„Haltet die Burschen fest“, rief er, wieder sicher werdend, seinen Freunden zu, die den beiden nachzusehen und zurück an den Tisch holten. Der eine der Spieler machte einen vollkommen erschlagenen Eindruck.

„Ich will ... ich ... werde ... alles wieder zurückgeben“, stotterte er. „Ich ... ich habe nur so mitgemacht.“ Und dabei holte er einen Stroh Banknoten aus seiner Tasche und legte sie stützend auf den Tisch.

Das weitere spielte sich in einigen Sekunden ab. Der Braune wollte noch eine Pistole ziehen. Ein Schlag von Freds Rechten schlug ihm die Waffe aus der Hand. Im Handumdrehen waren die drei Falschspieler von den Umherstehenden überwältigt und wurden der Schiffsleitung übergeben. In ihrem Gepäck fand man restlos alles Geld, das sie Ellens Vater abgenommen hatten und das ihm jetzt zurückgegeben wurde.

Als Ellen Fred später für sein schnelles, energisches Eingreifen dankte und ihn fragte, ob er den Narbigen wirklich gefangen habe, lachte er vergnügt.

„Natürlich nicht, Riken. Ein bißchen Bluff ist immer gut. Ich wußte auch nicht, daß die Kerle tatsächlich falsch spielen. Aber was ich von ihnen hörte, genügte mir, da ich diese Sorte Burschen kenne; gab mir doch die eigentümliche Handbewegung des Narbigen die notwendige Handhabe um einzugreifen. Allerdings konnte die Sache schief gehen, wenn er eine nicht die Nerven verloren hätte und gleich das Geld rauskrachte.“